

(Nachdruck verboten.)

21

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Prouta.

Heute z. B. war er im Stierzirkus zu Ciudad Real aufgetreten und noch am selben Nachmittag mußte er, ohne sich umzukleiden, in den Zug springen, um am folgenden Morgen in Madrid einzutreffen. Beinahe schlaflos verbrachte er die Nacht, in halblicher Stellung auf dem breiten Sitz, den ihm die übrigen Mitreisenden einräumten, indem sie sich eng aneinander drängten, aus Rücksicht gegen den Mann, der am andern Tag sein Leben aufs Spiel setzen werde.

Seine Verehrer stamten über seine Widerstandskraft wie über die Tollkühnheit, mit der er auf den Stier losstürzte, wenn der entscheidende Augenblick, den Todesstoß zu führen, gekommen war.

„Wir wollen 'mal sehen, was Du heute nachmittag leistest,“ sagten sie in ihrem unerschütterlichen Glaubenseifer. „Alle echten Aficionados haben ihr Augenmerk auf Dich gerichtet; Du wirst wohl alle Rivalen übertrumpfen. . . Hofentlich arbeitest Du so flott wie in Sevilla.“

Die Bewunderer zogen sich allmählich zurück, um aufs Mittagmahl loszusteuern und rechtzeitig zum Schauspiel zu gelangen. Gallardo wollte, als er sich allein sah, hinauf in sein Zimmer gehen, denn seine Nervosität ließ ihn nicht ruhig sitzen, aber in demselben Augenblick kam ein Mann herein, der zwei Kuben an der Hand führte. Beim Anblick des Toreros lächelte er gutmütig und näherte sich, ohne die Augen von ihm abzuzwenden, wie ein schwanzwedelnder Hund.

„Wie geht's Euch, Gebatter?“

Hierauf kam die Vitani der üblichen Fragen nach dem Befinden der Familie. Dann wandte sich der Mann zu den Kindern und sagte in feierlichem Tone:

„Da habt Ihr ihn vor Euch stehen. Ihr fragt ja immer nach ihm. Seht Ihr, genau wie auf dem Bilbe sieht er aus.“

Und die beiden Knirpse betrachteten ehrfürchtig den Selbden der Bilder, die die Wände ihrer ärmlichen Wohnung schmückten; dieses übernatürliche Wesen, dessen Großtaten der Gegenstand ihrer Bewunderung seit dem ersten Aufdämmern ihres Bewußtsein gewesen waren.

„Juanillo, küß' dem Vater die Hand.“

Der Kleinste von den Zweien drückte sein gerötetes, von der Mutter im Hinblick auf den Besuch gewaschenes Mäulchen auf die dargebotene Hand des Stierkämpfers, der ihm zerstreut das Haar streichelte. Es war eines von den zahlreichen Vaterkindern, die er in Spanien hatte. Die Bewunderer nötigten ihn, ihre Kinder aus der Laufe zu heben, in dem Glauben, auf diese Weise ihre Zukunft zu sichern. Von Laufe zu Laufe geschleppt zu werden, das war auch wieder eine Folge seines Ruhmes. Dieses Vaterkind war ein Andenken an seine mageren Jahre, an die Sturm- und Drangperiode, da er ein Anfänger in seiner Karriere war. Damals wurden seine Fähigkeiten noch vielfach bestritten, während der Vater des Kindes am eifrigsten für ihn eintrat und seine einstige Größe prophezeite. Aus Dankbarkeit dafür war Gallardo der Pate des Kuben geworden.

„Und wie geht sonst das Geschäft, Gebatter?“ frug Gallardo. „Etwas besser?“

„Ach was!“

Der Aficionado verzog seine Miene. Er schlage sich kümmerlich durch als Zwischenhändler auf dem Gemüsemarkt. Er lebe aus der Hand in den Mund. Mitleidig blickte der Matador herab auf die dürftige Festkleidung des Mannes.

„Ihr werdet Euch wohl die Corrida ansehen wollen, Gebatter, was? Geht hinauf auf mein Zimmer und sagt dem Garabato, er soll Euch ein Freibillett geben. Ihr, Rognafen, nehmt das, und kauft Euch Zuckerstangen.“

Während beide Kuben ihm von neuem die Hand küßten, steckte der Stierkämpfer jedem ein Paar Duros zu, der Vater zerrte die Rangen hinaus, unter konfusen Dankfagungen, ungewiß, was ihn am meisten freute, das Geldgeschenk an seine Sprößlinge, oder das in Aussicht stehende Freibillett.

Gallardo wartete noch ein wenig, um nicht in seinem Zimmer dem Beschenkten wieder zu begegnen. Darauf zog

er die Taschenuhr hervor. Erst eins! Wie langsam verstrich die Zeit!

Als er das Speisezimmer verließ und die Treppe hinaufgehen wollte, stürzte aus der Portierloge ein in einen alten Schal gehülltes Weib hervor, das ihm, ohne sich an die Einwendungen der Dienerschaft zu kehren, in vertraulicher Weise den Weg verlegte.

„Juanigo! . . . Juan! Kennst Du mich nicht? Ich bin die Caraiola, die Gebatterin Dolores, die Mutter des armen Lechugero.“

Gallardo lächelte der Alten zu. Es war eine lebhaft gestikulierende, dunkelbraune, runzelige, kleine Frau. Der Stierkämpfer erriet sofort, worauf sie es abgesehen hatte, und fuhr mit der Hand in die Westentasche.

„Ach, Junge, unferneins kommt nicht aus dem Elend heraus! . . . Sobald ich erfuhr, daß Du heute hier auftrittst, sagte ich mir gleich: „Geh' und sprich den Juanigo, der hat gewiß die Mutter seines unglücklichen Kameraden nicht vergessen.“ Aber wie Du Dich herausgemacht hast, mein Junge! Da müssen sich ja alle Weiber in Dich vernarren. . . Mir geht's schofel, Herzensjunge. Nicht 'mal ein Hemd hab' ich an. Ich hab' heut' noch nichts anderes genossen, als so'n armseliges Schnäpschen. Die Pepona — weißt Du — ist auch aus Sevilla, hält mich aus Mitleiden in ihrem Hause. Ein ganz anständiges Haus — weißt Du. Sprich 'mal bei uns vor. Ich kämme die Mädchen und besorge Gänge für die Herren. . . Ach, wenn mein armer Bub' noch am Leben wäre! Erinnerst Du Dich noch meines Pepino? Weißt Du noch, wie sie ihn ganz blutbedeckt ins Spital brachten? . . .“

Nachdem Gallardo ihr einen Duro (Piaster zu etwa vier Mark) in die welke Hand gedrückt, suchte er sich aus dem Staube zu machen. Verdammte Bettel! War das ein Einfall, ihm gerade heute, am Tage der Corrida, den armen Lechugero ins Gedächtnis zurückzurufen, den Jugendgenossen, den er auf der Plaza von Lebrija, als beide mit Novillos, mit jungen Stieren, kämpften, hatte sterben sehen. Das spitze Horn eines der Tiere war ihm ins Herz gedrungen. . . Alte Hezel! . . . Er schob sie etwas unanft hinweg. Sie ging sofort, in der Sorglosigkeit ihres Vogelhirns, von der Rührung zur Fröhlichkeit über und schwelgte in begeisterten Lobreden auf die tapferen Kerle, die schmutzen Toreros, die das Geld des Publikums und die Herzen der Weiber zu Haus gewinnen.

„Die Königin von Spanien solltest Du kriegen, Zuckerkind. Frau Carmen mag gut aufpassen! Eines Tags stiehlt Dich noch eine Prinzessin und gibt Dich nicht mehr zurück. . . Aber sag' mal, Juanigo, willst Du mir nicht ein Billett für die heutige Corrida geben? Ich habe eine so unbändige Lust, Dich in der Arena zu sehen.“

Das Geschrei der Alten und ihre überschwänglichen Komplimente erregten die Heiterkeit der Hotelbediensteten, und dank diesem Umstand gelang es einer Schar von Neugierigen und Bettlern, die draußen vor der Haustür standen, den Eingang zu erzwingen. Mit sanftem Schub die Bediensteten zurückdrängend, drangen sie in den Hausflur ein.

Al dies Gefindel warf die Mützen in die Luft und jauchzte dem Stierkämpfer entgegen.

„Oé, Gallardo! Hoch soll er leben. Bivat der Tapferer!“

Die dreitesten waren die Zeitungsjungen; sie ergrißen seine Hand, drückten sie ihm kräftig und schüttelten sie unablässig, um so lange wie möglich die Berührung mit dem Nationalhelden zu genießen, dessen Bild sie so oft in den Blättern gesehen. Nicht zufrieden damit, wollten sie auch die Gefährten dieser Ehre teilhaftig werden lassen und schrien ihnen zu:

„Gebt ihm die Hand. Er wird darum nicht böse. Wie leutselig er ist!“

Und es fehlte nicht viel, daß sie in ihrer Begeisterung vor ihm niederkniet wären. Von anderen schäbig gekleideten älteren Leuten wurde der Torero ehrerbietig begrüßt und direkt um ein Almosen angegangen, wobei sie ihn Don Juan betitelten und mit flüsternder Stimme von herzzerreißendem Elend erzählten. Andere wieder baten um ein Freibillett, nicht weil sie gerade für das aufregende Schauspiel schwärmten, sondern mit dem Hintergedanken, es sofort wieder zu verkaufen.

Gallardo verteidigte sich lachend gegen diese menschliche Latvine, die ihn drängte und schob, ohne daß die Dienerschaft, der die Popularität imponierte, es gewagt hätte, ihn herauszuheben. Er leerte alle seine Taschen, bis nichts mehr drin blieb, wobei Tugende von hoherhohen gierigen Händen die zugeworfenen Silbermünzen auffingen.

„Nun ist's genug. Weiter gibt's nichts! Macht, daß ihr fortkommt, ihr Lumpenkerle!“

Obwohl diese Zudringlichkeit ihm im Grunde schmeichelte, stellte er sich böse, brach sich durch eine Bewegung seiner Athletenarme Bahn durch die Menge und hüpfte federleicht die Treppen hinauf, während die Bediensteten nun die Eindringlinge hinausshoben.

Gallardo ging an der halbgeöffneten Tür des von Garabato, seinem Diener, bewohnten Zimmers vorüber und sah, wie dieser, zwischen Koffern und Schachteln hantierend, das Kostüm für die Vorstellung in Stand setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Kämpfer.

Von D. Pinsli. Deutsch von F. J. A. L.

Ich kenne einen Mann, in dem früher ein Dichter steckte, das Leben hat aber aus ihm einen einfachen Arbeiter gemacht. Von dem verlorenen Dichter ist in ihm als Erbe eine große Liebe zu seiner eigenen Freiheit geblieben. Wie eine schwere Last lagen auf seinen Händen die sanften Ketten seines frommen Elternhauses. Er verließ seine Eltern — obwohl er sie sehr liebte — und ging in die Fremde, arbeitete in fremden Werkstätten, speiste an fremden Tischen — trotz seiner feinen Erziehung. Aber noch weniger wollte er den fremden Göttern dienen; er wechselte seine Arbeitsstätten wie Handschuhe, ja mehr noch: er hielt es nicht lange an einem Orte, in einer Stadt aus. Mehr Lust verlangte er, mehr Bewegung, mehr Freiheit. Man gab ihm den Spitznamen „der freie Vogel“, und das war auch sein richtiger Name.

Und doch hinderte ihn diese reine, große Liebe zur Freiheit nicht daran, das Joch der Organisation auf sich zu nehmen, ein einfacher Soldat zu werden, der Disziplin zu folgen, — alles im Namen des Kampfes: ein Arbeiter aller Arbeiter gleich.

Man sperrte ihn für lange Monate in eine kleine Zelle ein, zwischen vier dunkle Mauern. Man glaubte, der „freie Vogel“ würde in der Zelle wahnsinnig werden. Aber er verließ seinen Kerler frisch und munter, mit noch größerer Liebe zu seiner Freiheit und gesteigertem Haß gegen die Unterdrückung.

Aber was erzähle ich da für Kleinigkeiten! Höret nur, ich kenne eine bessere Geschichte.

Kennt Ihr die Liebe, die Berge zu versehen und Wälder zu schaffen vermag?

Höret nun, wie sie liebten, die zwei Kämpfer.

Als sie einander zum ersten Male ihre Liebe entdeckten, knieten sie vor einander nieder, wie im Gebet, mit gefalteten Händen, und ihre Augen erhellten sich, als ob vor ihnen sich der Himmel aufgetan hätte, und in ihren Seelen klang die herrlichste Musik.

Und dann reichten sie sich die Hände, blickten einander in die Augen, lächelten glücklich und schwiegen.

Kennt Ihr die tiefe Liebe, die die lebendigen Herzen mit stillem Schweigen anfüllt? . . . Die tiefste Tiefe birgt diese Liebe. Ich will sie mit dem größten Meer nicht vergleichen, weil sie unendlich ist, weil ihre Tiefe bodenlos ist.

Und sie liebten im Schweigen und schwiegen in der Liebe. Lange konnten sie dastehen und einander in die Augen blicken, mit glücklichem Lächeln auf den geschlossenen Lippen blickten sie einander in die glücklich leuchtenden Augen. Und dann zog es sie zu einander, und sie gingen in einem heiligen, göttlichen Ruch auf. . . . Ist denn „heilig“ und „göttlich“ das richtige Wort? Höret, ich finde keine Worte!

Höret nun weiter. Wenn sie sich trennten, waren sie im Geiste bei einander, und eine Stunde geschieden zu sein erschien ihnen wie eine Wehlichkeit. Die schwerste Zeit war für sie die Brautzeit. Kennt Ihr das Lied von der Seele, die sich vom Leibe lostrennt? Darin liegt die tiefste Verzweiflung, die stillste Trauer. Das empfanden damals ihre Seelen.

Kennt Ihr begreifen, wie glücklich sie waren, als sie vereint wurden?

Und hört nun. Diese unendliche Liebe brachte ein Kind zur Welt. . . . Habt Ihr denn einen Begriff, wie dieses Kind ausgesehen hat? Nur ein Christuskind, ein Kind von Gottes Liebe, wird so gemalt.

Es wird mir schwer, davon zu erzählen, wie ihre Liebe wuchs. Ich kann nur sagen: die Unendlichkeit wurde noch unendlicher, begreift Ihr das?

Und nun stellt Euch vor, diese beiden sind nicht vor der Möglichkeit zurückgeschreckt, von einander und von ihrem Kinde für lange

Jahre getrennt zu werden, und sie kämpften — als Arbeiter für die Arbeiterfrage.

Und sie wurden auch getrennt. Er wurde nach einem Ende Sibiriens verbannt, sie nach dem anderen. Das Kind wurde bei der Großmutter zurückgelassen, bei der halbverhungerten Großmutter — damit es unter dem harten Klima des Eils nicht Schaden nehme.

Und nun höret das Merkwürdigste: sie blieben dabei ruhig!

Wenn die Zeit der Verbannung vorüber sein wird, werden sie wieder zusammenkommen und werden sich noch glücklicher fühlen — als damals in der Hochzeitsnacht — und sie werden wieder kämpfen als Arbeiter für die Arbeiterfrage.

Die Hygiene der Straße.

Unser modernes Verkehrsleben hat durch die Ausbildung und Verbessern des Automobils die mächtigste Anregung erfahren. Da dieses nicht nur noch Luxusgefährt einiger Bevorzugter aus der Hochfinanz ist, hat der Automobilmus für Gewerbe und Industrie eine immer größere Bedeutung gewonnen. Heute werden von allen Automobilfabriken Lastautomobile gebaut und dem öffentlichen Verkehr übergeben; dadurch hat sich das Straßenbild der Großstädte ziemlich wesentlich verändert, indem ein beträchtlicher Teil des Verkehrs, der früher ausschließlich vom Pferdefuhrwesen bewältigt wurde, dem Automobilmus zugefallen ist. Dieser neueste Zweig des Verkehrs hat gewiß seine großen Vorzüge, er hat aber auch Nachteile, die namentlich die Hygiene unseres Verkehrslebens betreffen. Unergleichlich mehr als von anderen Gefährten wird auf Sandwegen und Chaussees von Kraftwagen Staub aufgewirbelt, der das dahinsausende Auto in dichten Wolken umgibt. Die Staubplage spielt eine große Rolle im Kapitel der Automobilbelästigungen und wird rückhaltlos auch von allen Automobilisten anerkannt und zu bekämpfen gesucht. Gerade an den schönen heißen Sommertagen, an denen oftmals Tausende von großstädtischen Ausflüglern die freie Natur zur Erholung nach angestrengter Arbeit aufsuchen, machen sich die auf allen öffentlichen Wegen aufgewirbelten Staubmassen besonders lästig bemerkbar und tragen in hohem Maße dazu bei, dem während des größten Teiles seines Lebens in schlechter Luft eingeperrten Großstädter auch den Genuß der wenigen Stunden, die er im Freien verweilen kann, zu schmälern. Denn Staub soll den Lungen nicht gerade gesund sein, zumal solchen nicht, denen die Gefahr tuberkulöser Ansteckung bei den Arbeits- und Wohnungsverhältnissen der Großstadt ständig droht. Mit welchen Mitteln hat man nun versucht, der Staubplage Herr zu werden?

Als erster ist ein Arzt, Dr. Guglielminetti in Monte Carlo, der die Wichtigkeit der Staubbeseitigung für den Fremdenverkehr an der Riviera erkannte, an die Lösung des Problems gegangen. Er begann seine Versuche damit, daß er mit Unterstützung der französischen Regierung Straßen mit Teer bestreuen ließ, und erzielte in der Tat auf diese Weise gute Erfolge. Die mineralölartigen Bestandteile der Teerprodukte saugen einmal den Staub gut auf, sodann dringen sie in den Straßenkörper ein und binden das Schottermaterial, so daß dieses fest in der Decke liegt und nicht so leicht die Möglichkeit zur Staubeentwicklung hat. Durch die Bemühungen Guglielminettis und die Einsicht der französischen Regierung ist es dahin gekommen, daß Frankreich die übrigen Länder in der Hygiene seiner Straßenbauten weit überholt hat, wovon sich die aus aller Welt versammelten Straßenbauingenieure gelegentlich des internationalen Straßenkongresses zu Paris im Jahre 1908 zu überzeugen Gelegenheit nahmen. Der Anregung Frankreichs folgten bald auch die anderen Länder und begannen nach verschiedenen Systemen die Straßen zu teeren. In Deutschland wurden die ersten Teerungsversuche im Jahre 1903 gemacht und seitdem in vermehrtem Maße fortgesetzt, da die gerade in den letzten Jahren erfolgte Ausbreitung des Automobilmus energische Maßnahmen zur Bekämpfung der immer unangenehmer empfundenen Staubplage erfordert. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten von Teerungen, die Oberflächenteerung, die für schon im Gebrauch befindliche Straßen verwendet wird, und die Innenteerung, die während des Baues der Straße die Imprägnierung des Baumaterials mit Teer bezweckt. Um die Oberflächenteerung, die bei der großen Anzahl vorhandener Chaussees usw. zunächst am meisten in Frage kam, recht wirksam zu gestalten, wurden besondere Maschinen konstruiert, die den Teer möglichst heiß und dünnflüssig auf die Straßendecke streuen und sein Eindringen in den Straßenkörper erleichtern. Nur bei der Anlage neuer Straßen bediente man sich der Innenteerung, die namentlich in England und Amerika ausprobiert wurde, zurzeit bei uns auf einigen Querstraßen der Döberitzer Heerstraße unter englischer Leitung Verwendung findet.

Es liegt auf der Hand, daß diese Methode eine gründlichere Teerung darstellt, da hierbei das Schottermaterial selbst mit Teer umkleidet wird und das entstehende Gemisch entweder in kaltem oder noch in warmem Zustande aufgeschüttet wird. Auf diese Weise entsteht der sogenannte Teerakadam, von dem in letzter Zeit bei den Straßenbauarbeiten viel die Rede war.

Diese Arten, die Staubplage zu bekämpfen, können naturgemäß nur auf Chaussees und ähnlichen Wegen Anwendung finden. Auf den asphaltierten und gepflasterten Straßen der Großstadt, auf

denen sich im Sommer auch ganz ansehnliche Staubschichten niederlassen, namentlich wenn sie in der Nähe von Parkanlagen, wie etwa in Berlin in der Nähe des Tiergartens, Friedrichshains usw. liegen, sind neuerdings auch besondere Sprengmittel verwendet worden. Statt die Staubbeseitigung wie bisher mit einfacher Wasserbesprengung vorzunehmen, ist man dazu übergegangen, dem Sprengwasser gewisse Mineralölbestandteile beizumischen, das Durakrit und Bestrumit, deren genaue Zusammenlegung Fabrikgeheimnis ist, die aber ihre Herkunft aus Mineralölen oder Teerprodukten deutlich verraten. Mit diesen staubtaugenden Materialien, namentlich dem Bestrumit, wurden auch in Berlin größere Versuche gemacht, die teilweise recht gute Erfolge hatten.

Man sieht also, daß man der Staubplage, die namentlich durch die ungeheure Ausbreitung des Automobils in den letzten Jahren drohend gewachsen ist und die Volksgesundheit nicht in geringem Maße schädigen kann, mit allen Mitteln Herr zu werden sucht. In den Straßen der Großstädte macht sich indessen diese Begleiterscheinung des Automobils lange nicht so sehr geltend, wie ein anderer Mischstand des Automobilverkehrs, wie die Verpestung der Luft durch Benzinauspuffgase. Die technische Entwicklung des Automobils hat dazu geführt, daß man von dem elektrisch betriebenen Kraftwagen immer mehr abgegangen ist, weil der Akkumulatorenbetrieb zu teuer ist und eine einmalige Ladung der Akkumulatoren nur verhältnismäßig geringe Zeit vorhält, also die Anwendungsmöglichkeit des in hygienischer Beziehung geradezu idealen Elektromobils eine zu geringe ist. Deshalb verwendet man heute im Kraftfahrzeugbetrieb fast ausschließlich den Explosionsmotor, vorwiegend den mit Benzin betriebenen. Durch die Explosion eines Gasgemisches aus Luft und verdampftem Benzin wird mechanische Kraft erzeugt und ständig erneuert, die in ähnlicher Weise wie die Dampfkraft der Dampfmaschine mittels Kolben und Zylinder auf ein Näderwerk übertragen und zur Bewegung des Wagens benutzt wird. Wie der Dampfmaschine ständig etwas Dampf entströmt oder durch Ventile abgelassen werden kann, so entströmt dem Benzinmotor ständig Benzingase, die bei ungeschickter oder mutwilliger Handhabung ein sehr beträchtliches Maß erreichen können. Der Wasserdampf der Dampfmaschine ist nun geruchlos, die Benzingase hingegen verbreiten den widrigen Geruch um sich, mit dem jetzt alle Verkehrsstraßen angefüllt, Kreuzungspunkte des Straßenverkehrs wie etwa der Alexanderplatz, der Spittelmarkt, Potsdamer Platz usw. in Berlin bis zum Elbe gechwängert sind. Ist schon die mit Dampf betriebene Stadtbahn wegen des Auspuffes von Wasserdampf und Rauch in hygienischer Hinsicht kein ideales Verkehrsmittel für die dichtbewohnte Großstadt, so sind es die Benzinautomobile mit ihren schrecklichen Auspuffen, die den Straßenpassanten noch unmittelbarer treffen, erst redet nicht. Man braucht nicht im geringsten ein Feind technischer Neuerungen zu sein und wird doch bei unbeeinflusster Stellungnahme diesen Standpunkt vertreten. Ein Verkehrsmittel, das dem Großstadttransport dienen will, darf nicht in verkehrstechnischer Hinsicht einen Vorteil in hygienischer einen großen Nachteil gegenüber anderen bieten. Denn das kostbarste Gut, die Volksgesundheit, wird in empfindlicher Weise dadurch geschädigt, das ist von hervorragenden Hygienikern des öfteren betont worden, zumal die paar Kubikmeter Luft, die in dem dichten Gedränge der Großstadt auf den einzelnen Bewohner kommen, schon durch andere Verläche hinreichend parfümiert sind.

Ist es nun möglich, das Benzinautomobil mit den Anforderungen der Hygiene in Einklang zu bringen? Diese Frage ist naturgemäß von größter Wichtigkeit. Darauf ist zu antworten, daß jedenfalls in ziemlich weitgehender Weise diesen Ansprüchen auch mit dem Benzinauto nachgekommen werden kann, wenn freilich auch niemals in der vollkommenen Weise, wie das ideale Elektromobil diesen Anforderungen gerecht wird. Zunächst ist eine gute, undurchlässige Motorabstraktion, d. h. die Verwendung nicht zu alter Wagnis notwendig zur Erfüllung dieser Bedingung. Viel wichtiger aber ist die Benutzung von besser Leichtbenzin möglichst gleichmäßigem Zusammenlegung; das wissen die Automobilfahrer sehr gut, dennoch wird mit Vorliebe das billige, zum Kraftwagenbetrieb durchaus ungeeignete Schwerbenzin verwendet. Dies wird wegen seiner ungleichmäßigen Zusammenlegung und Vergasen des Motors nur unvollkommen verbrannt und erzeugt dabei die widrig riechenden Brennpunkte genau nach dem Vorgang einer zu hoch geschraubten, schwelenden Petroleumlampe. Auch bei dieser findet eine unvollkommene Verbrennung statt, da der Sauerstoff der Luft nicht ausreicht, die in vermehrtem Maße entweichenden Gase vollkommen zu verbrennen; es kommt zur Auf- (Kohlenteilen) - Abscheidung und zur Bildung der unangenehm riechenden Zwischenprodukte, die anstatt der Endprodukte jeder vollkommenen Verbrennung, statt Kohlendioxid und Wasserdampf, aus dem Brennstoff, in dem einen Fall Benzin, in dem anderen Petroleum, entstehen. Schließlich kann der Benzinauspuff durch geeignete Handhabung durch die Chauffeure auf ein geringes herabgedrückt werden. Daß die Zustände, wie sie gegenwärtig bei uns bestehen, keine guten sind, daß sie die Gesundheit breiterer Kreise beeinträchtigen und also dringend der Abhilfe bedürfen, ist ohne weiteres klar. Die Hygiene, die in unserem Bestreben, Krankheiten lieber zu verhüten als zu heilen, d. h. prophylaktisch über der Gesundheit des Volkes zu wachen, die größte Rolle spielt, sollte aber auch im Verkehrsleben nicht übersehen werden.

W.

Der Kiebitz.

Von E. Schenling.

Wenn Strom und Bäche vom Eise befreit sind und Berge und Star in ihrer Heimat sich wieder eingefunden haben, dann erscheint auch der Kiebitz, der Charaktervogel des heide- und sumpfeichen Nordwest-Deutschlands, auf seinen Lehden wieder. Gaben sich erst einige Vorläufer hören und sehen lassen, dann trifft das Gros in kleinen Gesellschaften ein und belebt mit seinem eigenartigen Wesen die Landschaft. Er ist ein Sonderling, unser Kiebitz, und hat wohl nicht zuletzt aus diesem Grunde in einzelnen Gegenden beim Volke die Rolle des Störches in manchen Beziehungen übernommen. Die Landleute sehen in ihm nicht nur einen Wetterpropheten, sondern schreiben ihm auch eine geheimnisvolle Kraft zu, die zwar nicht, wie jene seines klappernden Nachbarn und weitläufigen Veters dem Feuer, wohl aber dem Hagelschlag dort wehren soll, wo er seine Eier dem Boden anvertraut. Wegen seines metallisch glänzenden Gefieders und seiner Federhülle wird der Vogel hier und da Feldspau genannt. Seinen gebräuchlichen Namen verdankt er seinem Ruf; sein Lottton klingt hell und vernehmlich: kibit oder bitwit.

Bei dem scheuen Wesen des Vogels ist es nur natürlich, daß er die Gesellschaft des Menschen ängstlich meidet. Nur in den Marchländern läßt er sich in der Nähe menschlicher Ansiedelungen nieder. Bald nach dem Eintreffen löst sich der kleine Schwarm in Pärchen auf, die dann zu fröhlichem Brutgeschäft schreiten. Mit dem Nestbau werden nicht viel Umstände gemacht. Eine flache Mulde an einer trockenen Stelle des Bodens erscheint dem Weibchen als kindertweige wohl geeignet. Will man erfahren, wo ein Pärchen nistet, so braucht man nur das Männchen aus einiger Entfernung zu beobachten: nur in der Nähe des Nestes führt es den ihm eigenen wuchtigen Gauselflug aus. Am leichtesten findet das Nest der adäquate Schächer. Sobald die weidenden Schafe in ihre Nähe kommen, springt das Weibchen mit wütender Gebärde, gesträubtem Gefieder und ausgebreiteten Fittichen den Schafen entgegen und sucht sie auf diese Weise vom Neste fernzuhalten. Zwischen Ende März und Ausgang April — je nach Witterung und Wasserstand — ist das Gelege vollzählig. Es besteht aus vier verhältnismäßig großen, dünn- und glattchaligen, glanzlosen Eiern, die sich der Birnenform nähern und auf gelblich olivengrünen oder olivenbraunem Grunde mit dunkelbraunen Flecken, Küpfeln und Punkten recht verschiedenartig gezeichnet sind. Interessant ist, daß die Eier mit der Spitze nach innen gekehrt und in Kreuzform beieinander liegen, weshalb der Vogel zu den Mathematikern unter den Vögeln gehört, wie der Engländer Morris Gibbs alle die Vögel nennt, die ihre Eier nach geometrischen Gesetzen anordnen. Nach sechszehntägiger Brütezeit kommen die Jungen aus und verlassen das Nest, sobald sie abgetrocknet sind. Hüfnerartig werden sie von der Mutter an Orte geführt, wo sie sich leicht verbergen können, und das wird ihnen bei ihrem bodenfarbigen Jugendkleide nicht schwer. Droht ihnen trotzdem Gefahr, dann gebrauchen die Eltern allerlei Listen, um den Feind zu täuschen und setzen dabei oft die eigene Sicherheit aufs Spiel, indem sie sogar auf Menschen mit wahrem Heldennut stoßen. Aber nicht immer gelingt es dem Weibchen, seine Mutterpflichten zu erfüllen. Belanntlich gelten die Eier als Lederbissen und werden fleißig abgeleckt und teuer verkauft. Auf den Speisensarten der besseren und feinen Restaurants spielen sie dann für kurze Zeit und schweres Geld eine Hauptrolle. Uebrigens sollen statt der selteneren Kiebitzeier auch Krähen- oder nicht selten verspeist werden. Das beraubte Weibchen schreitet mit gleichem Eifer zur zweiten Brut, die leider in den meisten Fällen abermals geplündert wird, und daher kommt es, daß der Bestand an Kiebitzen bei uns so stark abgenommen hat. Neuerdings ist der Vogel ja unter das Jagdschutzgesetz gestellt, und es ist zu hoffen, daß diese prächtige Staffage unierer Wiesen und Heideländer bald wieder häufiger erscheint. Es ist aber zu verwundern, daß der Landwirt den Eierfuchern nicht schon längst entgegengetreten ist. So wie er das Hamster- und Kaninchengraben auf seinen Feldern verbietet, konnte er auch das Betreten seiner Wiesen untersagen, und es wäre wahrhaftig nicht zu seinem Schaden gewesen, denn der Kiebitz gehört zu unseren nützlichsten Vögeln. Seine Hauptnahrung bilden Regenwürmer. Nächst diesen sind Insektenlarven, die sich auf Tristen, feuchten Wiesen und Aedern aufhalten, seine liebste Kost.

Man könnte leicht annehmen, daß die Entsümpfung und Drainierung des Bodens den Bestand des Kiebitzes ebenfalls mindere. Diese Bodenveränderungen wirkten aber nicht so nachteilig, als man zu glauben geneigt ist, da sich der Kiebitz bei Tage meist auf trockenem Boden aufhält, sich auch da ganz wohl fühlt, wenn er nur in der Nähe Wassergräben hat, wo er trinken und baden kann, was er täglich wiederholt tut. Aber nicht nur tagsüber, sondern auch in hellen Nächten ist der Vogel in beständiger Bewegung. Bald läuft er behende, den Körper wagerecht haltend, am Boden hin, bald gleitet er mit langsamerem Flügelschlag über das Wasser, bald erhebt er sich in Kirchturmshöhe und zeigt dann seinen eigenartigen, leichten, gewandten, doch nicht sehr schnellen Flug. Fliegend kennzeichnet er sich vor allen einheimischen Vögeln und ist schon auf weitere Entfernungen an seinen großen, breiten, vorn abgerundeten Flügeln, die er nicht gerade von sich streckt, sondern mit der Spitze etwas nach einwärts biegt,

leicht zu erkennen. Bei seinem Fluge ist ein eigenartiges Säusen und Wucheln vernehmbar, das durch die kräftigen Flügelschläge und die raschen Wendungen des Körpers hervorgebracht wird. Töne, die dem Kriebitzflug als etwas so eigentümliches beigegeben sind, daß man ihn daran selbst in finsterner Nacht von jedem anderen Vogel unterscheiden könnte. Den Kopf trägt er dabei so, daß der Schnabel senkrecht abwärts und die stets bewegliche Zolle in entgegengesetzter Richtung nach oben steht.

Noch eine weitere Wohnheime ist dem Vogel eigen. Aufrecht und ruhig auf beiden Ständern oder in der bekannten Kriebitzstellung stehend, schnellst er von Zeit zu Zeit den Kopf nochmals hintereinander auf einen Moment in die Höhe, ohne daß dieser dabei seine sonstige Lage ändert. Diese auffällige Bewegung hat, außer bei den nächsten Verwandten des Kriebitzes, in der Vogelwelt nicht viel Analogien. Halten sich die Vögel auf Ästern oder den kurzrasigen trockenen Lehden auf und werfen den Kopf in die Höhe, so genügt das, um über die benachbarten Erdschollen und kurzen Stinsen- und Grasbüschel hinwegzuziehen und rasche Umschau zu halten. Es ist das also eine sichernde Bewegung, die aber durch viele Wiederholung zur Gewohnheit geworden und schließlich vererbt ist, denn auch die jung dem Neste entnommenen und in der Gefangenschaft großgezogenen Kriebitze schnellen gewohnheitsmäßig den Kopf so eigenartig in die Höhe.

Von einer anderen, „spielenden“, Bewegung berichtet Liebe. Stehen mehrere Kriebitze sorglos beisammen, so pflegen sie durch leicht krächzendes Gemurre eine Art Unterhaltung. Dabei neigen sie oft den Kopf seitwärts nieder, als wollten sie etwas vom Boden aufnehmen. Bei starker Erregung folgt diese Bewegung öfter und schneller. Namentlich ist das zur Paarungszeit der Fall. Das Männchen führt dann dem ruhig auf dem Boden stehenden Weibchen die wunderbarsten Flugkünste vor, stürzt sich, sobald sich die Donna in eine kleine Bodenmulde geduckt hat, in seine Nähe auf die Erde, geht aber keineswegs zu ihm hin, sondern liehäugetel zuvor auf wunderliche Weise, trippelt bald rechts bald links um das Weibchen herum, immer in kurzen Pausen, ehe es ganz still steht, und macht dabei jene Bewegung, die einer tiefen Verbeugung aufs Haar gleicht. Jetzt erst wird das Weibchen rege, hebt sich ein wenig in den Fersen, schaukelt sich unter leichtem Schwanzwippen hin und wieder und läßt dabei ein halbtautes, aber höchst unangenehm klingendes, krächzendes Geschwätz hören, durch das es das Männchen zu ermuntern scheint. Dieses kommt nun näher heran und gibt seinen warmen Gefühlen dadurch Ausdruck, daß es noch einige Schritte dem Weibchen entgegen läuft, stehen bleibt, Stinsenhalme, Stengelchen oder dergleichen mit dem Schnabel erfaßt und über den Rücken hinter sich wirft; das Spiel wird öfter wiederholt. Sollte das Männchen damit auf den Nestbau hindeuten wollen? Fast scheint es so.

Anschließend an diese Mitteilung möchte ich noch der „Tänze“ gedenken, die eine tropische Kriebitzart Amerikas, „the spur-winged lopping“, die unserem Kriebitz ähnlich, aber um ein Drittel größer, heller gefärbt und mit Sporen an den Flügeln versehen ist, aufführt. Zu dem Tanze, der wahrscheinlich einzig in seiner Art in der Vogelwelt dasteht, gehören drei Individuen. Die Vögel lieben das Spiel so sehr, daß sie es das ganze Jahr hindurch aufführen, sowohl bei Tage als auch in Mondnächten. Wenn man ein Pärchen — sie leben paarweise — beobachtet, so sieht man bald, wie sich von einem benachbarten Paar ein Vogel erhebt und zu jenem hinfliegt, das ihn sofort mit allen Zeichen der Freude empfängt. Das Pärchen geht dem Besucher entgegen und stellt sich hinter ihm auf. Hierauf beginnen alle drei in schnellem Schritte dahinzuweilen, indem sie dabei in durchaus strengem Takte trommelnde Töne ausstoßen. Dann ist der Marsch beendet. Der Führer hebt die Schwingen und steht laut singend aufrecht und unbeweglich da; die anderen beiden aber bleiben mit gesträubtem Gefieder genau in einer Front hinter ihm stehen, bücken sich soweit vor- und abwärts, daß ihre Schnabelspitze den Boden berührt und verharren eine Weile, nur noch leise murmelnd, in dieser Stellung. Damit ist die Aufführung beendet und der Gast kehrt zu seinem Ehegenossen zurück, um später selbst einen solchen Besuch zu empfangen.

Dem Jäger weicht der ängstliche Vogel so ängstlich aus, daß man meinen müßte, er lenne die Zinte. Dagegen fürchtet er Hirten, Landleute und Knaben so wenig, daß er sie ganz nahe heran kommen läßt, ehe er abstreicht. Benachbart wohnende Kriebitze stehen sich in der Not bei, geben einander Warnungsrufe, folgen dem Geschrei Verunglückter und Notleidender und helfen den gemeinsamen Feind, wenn oft auch nur durch Schreien vertreiben. So werden Löwen, auch wohl Reiter und Störche von ihnen verjagt und allen Krähen und Raben, die als ihre gefährlichsten Nestplünderer gelten, sowie kleineren Raubvögeln wird so lange angezogen, bis sie sich weit entfernt haben. Dem übrigen Strandgeflügel wird der Kriebitz dadurch zum Wächter und die Griechen nennen ihn deshalb bezeichnend „gute Mutter“.

Kleines Feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Das Natrium im Hause. Wenn auch das Metall Natrium im Hause keine Verwendung findet und überhaupt in Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsgesellschaft u. Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin SW.

reinem Zustande nicht viele Anwendungszwecke hat, so gehören die Natriumverbindungen doch zu den am meisten von uns gebrauchten Stoffen. Dies mag vielleicht den einen oder anderen zunächst stutzig machen; die meisten Natriumverbindungen tragen nämlich anders klingende, populäre Bezeichnungen und lassen deshalb aus ihrem Namen nicht auf ihre Zusammensetzung schließen. Niemand kann ohne weiteres wissen, daß unser Kochsalz, die Soda, die Seifen Natrium enthalten. Gerade weil diese Stoffe alltäglich im Gebrauch stehen, seit Jahrhunderten und Jahrtausenden den ähnlichen Zwecken dienen, haben sie im Volke die populären Namen erhalten, unter denen sie jedermann kennt, während ihre wissenschaftliche Bezeichnung ziemlich unbekannt zu sein pflegt. Gewiß ist es aber auch von Interesse, über ihre Zusammensetzung einigermaßen orientiert zu sein. Die zweifellos wichtigste aller Natriumverbindungen ist das Kochsalz, mit chemischem Namen Chlornatrium geheißen. Es besteht zur Hälfte aus Chlor und zur Hälfte aus Natrium dem Volumen (Umfang) nach, an Gewicht sind aber die beiden Hälften voneinander verschieden, da die Chloratome schwerer sind als die Natriumatome. Kochsalz wird als Steinsalz in mächtigen Lagern angetroffen, z. B. in Staffort, bei Wieliczka in Galizien, bei Reichenhall und dort bergmännisch abgebaut. Beträchtliche Mengen werden aus dem Meerwasser und aus den Solquellen gewonnen. Bekannt ist, daß Kochsalz in schönen durchsichtigen Würfeln kristallisiert. Von größter Wichtigkeit ist das Kochsalz für die Hausfrau, die beim Kochen fast aller Speisen (daher der Name Kochsalz!) sich dessen bedienen muß. Ungefalgene Speisen sind für uns ungenießbar; eindrucklich kommt das jedem zu Bewußtsein, der einmal ungefalzene Kartoffeln gegessen hat. Die Wichtigkeit dieser Natriumverbindung kann daran bemessen werden, daß in allen Organen unseres Körpers Kochsalz enthalten ist, namentlich in den Körperflüssigkeiten, dem Blut, der Lymphe, besonders reichlich in der Tränenflüssigkeit, deren Salz wohl jedermann einmal gekostet hat, und im Harn, mit dem das überschüssige Kochsalz aus unserem Körper wieder entfernt wird. So wichtig das Kochsalz auch ist, so darf es doch auch nicht im Uebermaß genossen werden, da es die sehr empfindlichen Nieren leicht reizt. Wie es Alkoholisten, Opiumraucher usw. gibt, so haben auch manche Menschen eine zu weit gehende Vorliebe für Salz und gefalgene Speisen. Wenn dies auch lange nicht in dem Maße schädlich ist, wie der Mißbrauch anderer Genußstoffe, so können jedoch auch dadurch krankhafte Zustände durch Nierenreizung entstehen. Aus diesem Grunde sollen bekanntlich Nierenkranke die Speisen möglichst wenig gefalzen essen, was ihnen freilich meistens wenig behagt und sogar zu ernstlichen Konflikten führen kann. Ein anderes wichtiges Natriumsalz, das ebenfalls im Haushalt und im alltäglichen Leben eine große Rolle spielt, ist die Soda. Während Kochsalz eine Natriumverbindung der Salzsäure darstellt, ist Soda die Natriumverbindung der Kohlensäure. Neben dem Kochsalz ist die Soda zweifellos die wichtigste Natriumverbindung. Sie wird fabrikmäßig nach verschiedenen Verfahren gewonnen und kommt im Gegensatz zum Chlornatrium in der Natur nur in verhältnismäßig geringer Menge vor. Soda wird in großen Mengen in der Seifen- und Glasfabrikation gebraucht und dient im Hause als Reinigungsmittel den verschiedensten Zwecken. Ein der Soda sehr nahe stehender Stoff ist das doppeltkohlensaure Natrium, bekannt unter dem Namen „Bullrichs Salz“. Es ist ein beliebtes Hausmittel gegen Magenbeschwerden und wird auch gern zur Herstellung von Brauselimonaden benutzt.

Ebenfalls Natriumverbindungen sind sodann die Seifen. Während aber die vorher genannten Stoffe sämtlich dem Mineralreich und damit dem Gebiet der anorganischen Chemie angehören, sind die Seifen den organischen Stoffen zuzurechnen. Sie sind Verbindungen von Fettsäuren, vor allem Palmittin-, Stearin- und Oleinsäure, die sämtlich in den tierischen und pflanzlichen Fetten enthalten sind, mit Natrium, also Natriumsalze der genannten Fettsäuren. Bei einzelnen Seifenarten, vor allem den sogenannten Schmierseifen, ist das Natrium durch das verwandte Metall Kalium ersetzt; die harten Seifen, die Toiletteseifen, die wir zur Körperpflege benutzen, sind jedoch sämtlich Natriumseifen. Die Seifen werden dadurch hergestellt, daß fette tierischen oder pflanzlichen Ursprunges durch besondere Fabrikationsmethoden in ihre Bestandteile Fettsäuren und Glycerin zerlegt und darauf die frei gewordenen Fettsäuren mit Natrium in Verbindung gebracht werden. Die Seifen sind sehr alten Ursprungs; schon die alten Germanen sollen sich, wenn auch in primitiver Weise, Seifen hergestellt haben; von ihnen haben erst die Römer die Seifenfabrikation gelernt. In unserer Zeit ist sie zu einem der wichtigsten Zweige am Baume der chemischen Industrie ausgewachsen. Der Vater der modernen Chemie, der berühmte deutsche Chemiker Justus v. Liebig, hat das Wort geprägt, das wohl auch heute noch Geltung hat, daß sich die Kultur eines Volkes an seinem Seifenkonsum bemessen lasse. Die genannten Stoffe sind bei weitem nicht alle Natriumverbindungen; denn das Natrium geht fast mit allen Säuren Verbindungen ein, mit der Salpetersäure bildet es das Natriumnitrat (Chilesalpeter), mit der Schwefelsäure das Natriumsulfat (Glaubersalz) usw. Die genannten sind aber die wichtigsten der zahlreichen Natriumsalze. W.